

Wie modern ist der Tod?

Von Otto B. Roegele

Der Mitteleuropäer muß in ferne Weltgegenden oder in »unterentwickelte Gebiete« des eigenen Landes reisen, will er heutzutage einem öffentlichen Totengeleit begegnen. Die Aufbahrung des Verstorbenen in seinem Hause, das Gebet der Familie und der Nachbarn an der Bahre, die nächtliche Wache der Angehörigen, die Abholung durch den Priester, der Zug durch die Straßen des Dorfes oder der Stadt zur Kirche, zum Trauergottesdienst, zum Friedhof – das alles ist in den Industrienationen so gut wie verschwunden.

Natürlich gibt es dafür sehr einleuchtende Gründe: Der moderne Verkehr will nicht aufgehalten werden, allenfalls politische Demonstrationzüge oder Unfallbeteiligte, die sich um die Schuld streiten, dürfen sich das erlauben. Es ist auch gar nicht mehr üblich, daß ein Mensch zu Hause stirbt, wie sollte er dann dort aufgebahrt und von dort abgeholt werden? Hat man schon den noch Lebenden einer öffentlichen Institution überantwortet, als es ans Sterben ging, warum soll er als Toter nicht einfach zur nächsten öffentlichen Institution weiterbefördert werden?

Aber vielleicht gibt es für alle diese plausiblen Gründe einen einzigen und eigentlichen Grund: Unsere Welt will an die Gegenwart und Unentrinnbarkeit des Todes nicht erinnert werden. Wenn schon nicht zu verhindern ist, daß Menschen sterben, so hat dies unauffällig und geräuschlos zu erfolgen; es gibt dafür diskrete Einrichtungen und erfahrene Unternehmen. Das Leben als höchster und alles beherrschender Wert unserer Zivilisation darf auf keinen Fall in Zweifel gezogen werden durch die optische oder akustische Dokumentation der Unausweichlichkeit seines Endes, seiner Vorläufigkeit. Der bedauerlicherweise noch nicht ausgerottete »Unfug des Sterbens« soll nicht den Kredit des Lebens schmälern dürfen, indem der Tod Anspruch auf Öffentlichkeit gewinnt.

Der Tod verschwindet aus dem öffentlichen Leben

Es ist zuzugeben, daß die Eliminierung der sinnlichen Erfahrbarkeit von Tod und Begräbnis aus dem öffentlichen Bewußtsein mit Konsequenz und Erfolg betrieben wurde. Europäische Leser, die vor einem Jahrzehnt Evelyn Waugh's »Tod in Hollywood« als bitter-satirische Abrechnung mit dem amerikanischen Lebensstil und nicht ohne ein gewisses Gefühl der Überlegenheit gelesen haben, werden sich heute schwerlich in der Lage sehen, das Übergreifen der Versuche, den Tod aus dem Leben wegzuschminken, auf den alten Konti-

nennt zu bestreiten. Freilich, in Europa mag alles etwas weniger aufwendig, weniger kommerziell vor sich gehen; dafür wird es um so pedantisch-bürokratischer ins Werk gesetzt, behördliche Fürsorge ersetzt private Aktivitäten. Deshalb fällt dieser Vorgang in Europa auch weniger auf, er erscheint eher grau in grau, erregt kaum Anstoß.

Man mag einwenden, das Sterben selbst werde heute keineswegs etwa seltener öffentlich dargestellt als früher. Täglich bringen Zeitungen Photos, liefern Filme und Fernsehprogramme bewegte Bilder, auf denen Tötungsszenen, verstümmelte Leichen, Kriegs- und Katastrophenopfer zu sehen sind. Aber es ist für das menschliche Empfinden etwas fundamental anderes, wenn unbekannte Angehörige eines fremden Volkes in der Ausnahmesituation eines Krieges oder eines Flugzeugabsturzes ihr Leben verlieren, als wenn Menschen wie du und ich an einer ganz gewöhnlichen Krankheit und unter ganz gewöhnlichen Umständen in der Klinik sterben. Der Tod im Film oder im Fernsehspiel besitzt eigentlich keine Realität, er wird erzählt, er wird gespielt, er passiert wie im Märchen.

Den Zeitgenossen, der »ganz normal« im Krankenhausbett stirbt, bringt kein Massenmedium an die Öffentlichkeit. Ist eine prominente Persönlichkeit tatsächlich im Hospital verschieden, beiläufig das Massenmedium, ein Porträt »aus den besten Tagen« vorzustellen. Gegen den Anblick der Katastrophenbilder haben wir längst eine immunisierende Mentalität in uns entwickelt. Sie können uns nicht mehr erschüttern, sie gehören gewissermaßen zur Tages-Routine. Der Trauerzug hingegen, dem wir auf der einsamen Landstraße unversehens begegnen, kann uns schockieren: Er ist ein *Memento mori*: In diesem Sarg könntest auch du liegen.

Der Tod und der Kirchturm

Aber ist das wirklich der letzte Grund? Es gibt da seltsame Analogien. Manche Leute finden es störend, wenn sie einem Priester auf offener Straße begegnen, den sie an seiner Kleidung als solchen erkennen. Manche Leute führen einen geradezu leidenschaftlichen Kampf gegen das Läuten von Kirchenglocken, das die Ruhe der lärmgeplagten Menschheit stört. Manche Leute regen sich darüber auf, daß eine Kirche, die ständig für sich und andere betet, noch immer neue Gotteshäuser mit Türmen baut, obschon es offenkundig kaum etwas Nutzloseres als Kirchtürme gibt.

Daß sich Situationen denken lassen, in denen es klüger ist, wenn ein Priester durch seine Kleidung nicht auffällt, in denen Glockenläuten zur Unzeit geschieht und in denen kirchliche Architekten-Denkmäler Anstoß erregen müssen, sei nicht bestritten, muß in unserem Zusammenhang aber auch nicht erörtert werden. Hier kommt es auf den gemeinsamen Grundzug der Bei-

spiele an: Es geht bei ihnen, wenn auch auf eine je besondere Weise, um die Ausschaltung der äußeren, sinnlich wahrnehmbaren Zeichen für den Glauben an eine Wirklichkeit, die das diesseitige Dasein übersteigt. Die Heraushebung des Priesters durch besondere Kleidung ist kein »Standesprivileg«; sie will ihren Träger auch nicht bloß leichter erkennbar machen und damit verfügbarer für den Fall des Bedarfs; vielmehr drückt sie seine Herausgehobenheit durch das Sakrament der Priesterweihe aus. Die Glocken, selbst wenn sie im Straßenlärm der Großstadt kaum zu hören sind, rufen zu einem Kult, der nicht einem innerweltlichen Führer oder Ideal dargebracht wird. Und Kirchtürme sind nicht in erster Linie gebaut, um pittoreske Stadtbilder auszuschnürcen, sondern um – gerade in ihrer Nutzlosigkeit – auf eine Dimension des menschlichen Lebens (eben die von ihnen bezeichnete vertikale) aufmerksam zu machen, die sich dem Kalkül irdischer Effizienzrechnungen entzieht. (Die versteckte Paradoxie des sprichwörtlichen Begriffs »Kirchturmhorizont« wird hier sichtbar. In Wirklichkeit ist der Horizont, auf den der Kirchturm verweist, gerade nicht beschränkt im doppelten Sinne dieses Wortes.)

Nun könnte behauptet werden, daß in den letzten Jahren eine gewisse Umkehr erfolgt sei: das zeitgenössische Theater (Beckett) beschäftige sich fast monomanisch mit dem Grenzbereich zwischen Leben und Tod; öffentliche Erklärungen, Diskussionen, Tagungen befaßten sich in mehr oder minder gekonnten Inszenierungen mit »Sterbehilfe« und »Euthanasie«; das Reden und Schreiben über Vorgänge, die mit dem Tod zusammenhängen, sei geradezu ein Modeartikel der intellektuellen Schickeria geworden; von einem Zuwenig könne jedenfalls nicht gesprochen werden.

Gewiß ist zuzugeben, daß seit dem Bekanntwerden des bahnbrechenden Buches der in Nordamerika tätigen schweizerischen Ärztin Elisabeth Kübler-Ross über Gespräche mit unheilbaren Kranken, die von ihrem bevorstehenden Ende erfuhren, eine Flut von Veröffentlichungen zu diesem Themenbereich niedergegangen ist. Die meisten von ihnen können es freilich weder an Authentizität der Wiedergabe noch an Seriosität der Absicht mit den Aufzeichnungen von Kübler-Ross aufnehmen. Viele wollen einfach die »neue Welle« ausnützen, um sich in die Bestsellerliste hochtragen zu lassen; andere profitieren von der Gelegenheit, die Beseitigungswürdigkeit der »kapitalistischen Gesellschaft« an interessanten Beispielfällen (Sterbekliniken, Psychiatrische Krankenhäuser, Ärzteschaft) darzutun.

Was die in vielen Ländern neu entfachte Diskussion über »Euthanasie« anlangt, so zeigt eine genauere Betrachtung dessen, was dabei verhandelt wird, daß sie in aller Regel gar nicht den Tod zum Thema hat, sondern die juristischen, medizinischen, soziologischen usw. Aspekte von Handlungen und Unterlassungen, die bewirken, daß das, was man den klinischen Tod zu nennen sich angewöhnt hat, früher eintritt, als es der Fall wäre, wenn diese

Handlungen oder Unterlassungen nicht erfolgten. Ähnliches hat sich bereits nach den ersten Informationen über die Herzverpflanzung zugetragen. So wichtig es für den behandelnden Arzt, den Operateur, die Angehörigen, den Richter, die Erben usw. sein mag, daß zuverlässige und möglichst wenig manipulierbare Kriterien für den »Eintritt des Todes« festgelegt werden, über »den Tod« sagt die Hirnstromkurve mit der Amplitude Null nichts aus.

Die Tatsache, daß über das Sterben, seine Umstände, Bedingungen, Begleiterscheinungen und Folgen in einem dergestalt technischen Sinne eifrig diskutiert wird, wobei zu beobachten ist, daß diese Diskussion, falls sie zu erlahmen droht, von den auf Diskussion spezialisierten Massenmedien kunstgerecht wiederbelebt wird, steht in einem geradezu dramatischen Kontrast zu dem Schweigen, das über dem Tod selbst, seinem Wesen, seinem Eigentlichen ausgebreitet bleibt.

Verdrängungs-Folgen

Dieses Verschweigen eines Problems, das mit der menschlichen Existenz untrennbar verbunden ist und dessen Wirklichkeitsanspruch sich niemand entziehen kann, führt zu Verdrängungserscheinungen, die im soziokulturellen Organismus nicht vermeidbarer sind als bei der Einzelperson. So erfaßt der innere Zwang zum Wegschauen immer weitere Tatbestände, weil diese an das zu Verschweigende erinnern könnten. »Verschwiegene Wahrheiten werden giftig«, hat schon Friedrich Nietzsche gewußt. Und da es schwer, wenn nicht unmöglich ist, einen Sinn des Lebens auf andere Weise als vom Ende des Lebens her zu entdecken und zu begründen, steht hinter dem von Viktor E. Frankl als Hauptursache der heute zur Therapie gelangenden Psychoneurosen festgestellten Mangel an Lebens-Sinn die Unfähigkeit, den Tod als Schlüssel zu einer Sinnggebung für das Leben zu erkennen. Mit der gutformulierten Biologen-Weisheit, der Tod sei ein Kunstgriff der Natur, möglichst viel Leben zu haben, läßt sich, so einleuchtend sie für den Naturforscher sein mag, kein Kompaß bauen, der die eigene Daseinsbewältigung durchgängig ermöglichen oder auch nur erleichtern könnte; sie ist nicht einmal sonderlich geeignet, dem Ernstfall des Todes ein wenig Trost abzurufen.

Schweigegebote des Zeitgeistes

Schweigegebote wie das eben Beschriebene werden – jedenfalls in demokratisch verfaßten Staaten – nicht von einer politisch-ideologisch bestimmten Obrigkeit verhängt, sondern vom »Zeitgeist«. Es wäre jedoch ganz falsch, wollte man daraus auf eine geringere Wirkkraft dieser Schweigegebote schließen. Aber wenn ein Urbedürfnis des Menschen auf längere Strecken nicht

befriedigt wird, stirbt es keineswegs ab. Es geht in den Untergrund, staut sich auf, sucht Ersatzlösungen und Notausgänge in die Öffentlichkeit. Vielleicht wäre es gar nicht so unergiebig, wenn die Heere von Psychologen, die zur Zeit unterwegs sind, um uns zu erklären und herauszufinden (in dieser Reihenfolge), weshalb es so viel »Aggressivität« gibt, einen kleinen Aufklärungstrupp in diese Richtung losschicken würden.

Daß das Bedürfnis, vom Eigentlichen des Todes zu erfahren, über es zu sprechen, den Tod ins Leben zurückzuholen, auch ins öffentliche Leben, in modernen Gesellschaften, ebenso wie in archaischen, existiert, daß es nicht erst mühsam hervorgehoben werden muß, daß es allenfalls der Artikulation bedarf, haben die Umfragen deutlich gemacht, die zu Beginn der Siebzigerjahre in der Bundesrepublik Deutschland im Auftrag der Bischöfe durch das »Institut für Demoskopie« (Allensbach) vorgenommen wurden. Nach Art und Umfang die bedeutendste religionssoziologische Erhebung, die je stattgefunden hat, lieferten sie eine enorme Fülle von Daten, die noch lange nicht unter allen wichtigen Gesichtspunkten ausgewertet wurden.

Eine der Fragen, die in einer schriftlichen Aktion allen Katholiken in der Bundesrepublik (Rücklauf 4,2 Millionen Fragebögen) vorgelegt sowie in einem mündlichen Interview (4 000 repräsentativ ausgewählte Befragte) gestellt wurde, lautete: »Einmal angenommen, Sie könnten sich mit jemandem unterhalten, der sich in Lebensfragen und Glaubensfragen gut auskennt: worüber würden Sie dann gerne mit ihm sprechen?«

Ununterdrückbare Bedürfnisse

Den Befragten wurde eine Liste mit fünfzehn vorgegebenen Antworten gezeigt, Mehrfach-Nennungen waren möglich. Dabei erhielt die Antwort »Ob es ein Fortleben nach dem Tode gibt, oder ob nach dem Tode alles aus ist« die meisten Befürwortungen. Nicht weniger als 35 Prozent der befragten Katholiken bezeichneten dieses Thema als vordringlich.

Schlüsselt man die Antworten auf nach Personengruppen, die sich durch ihre festere oder engere feste Bindung an die Kirche unterscheiden – die Experten von Kirche und Umfrage-Institut hatten zu Beginn ihrer Arbeit einen für ihre Zwecke operationalisierbaren Begriff von Kirchlichkeit und eine »Scala der Kirchlichkeit« festgelegt, die es erlaubten, den Grad des Sich-an-die-Kirche-gebunden-Fühlens zu ermitteln –, so bemerkt man, daß die Frage nach dem Tod und den Letzten Dingen des Menschen nicht nur für besonders kirchennahe Katholiken oberste Priorität besitzt. Sogar ein Drittel derer, die von sich selbst erklären, daß sie nur selten zur Kirche gingen, wünschten sich ein solches Gespräch.

Es gibt nur eine einzige – unter dem Gesichtspunkt unterschiedlicher Grade von »Kirchlichkeit« gebildete – Gruppe von Katholiken, die ein anderes

Thema vorzieht, und es ist wohl bezeichnend, daß diese Befragten sich lieber darüber unterhalten wollen, »Wie wir die Welt, die Gesellschaft, in der wir leben, verändern können«. Es sind dies jene Katholiken, die von sich selbst sagen, daß sie nie zur Kirche gingen. Bei ihnen besitzt das Thema Gesellschaftsveränderung die Priorität (mit 34 Prozent gegenüber allen befragten Katholiken mit 31 Prozent).

Auch die Jungen suchen das Gespräch über den Tod

Landläufiger, auch im Klerus verbreiteter Vorstellung entspräche es, wenn sich das Bedürfnis, die Frage nach Tod und Jenseits mit einem lebenserfahrenen und glaubenskundigen Partner zu erörtern, hauptsächlich bei älteren und alten Menschen regte. Die Umfragen zeigen jedoch, daß dieses Bedürfnis nicht einfach als Alterserscheinung aufgefaßt werden kann. Die Kurve des Interesses, nach Altersgruppen aufgezeichnet, weist deutlich zwei Gipfel auf, einen an ihrem Anfang und einen an ihrem Ende. Die jüngsten Jahrgänge (16 bis 20 Jahre) bekunden ein überdurchschnittliches Interesse an der »Endlichkeitsproblematik« (37 Prozent). In der mittleren Generation (30 bis 50 Jahre) tritt dieses Interesse sichtlich zurück (auf Werte bis 30 und 31 Prozent). Vom sechsten Lebensjahrzehnt an steigt es wieder ziemlich kontinuierlich an; bei den über 70 Jahre Alten erreicht es den Spitzenwert von 44 Prozent.

Schlüsselt man die Daten nach den Bildungsvoraussetzungen der Befragten auf, so ergeben sich gleichfalls Unterschiede, doch wirken diese Unterschiede im ganzen vielleicht nicht so eindrucksvoll wie bei den Altersgruppen. Während Katholiken mit Volksschulabschluß dem Thema »Tod und was danach kommt« mit 37 Prozent eine überdurchschnittliche Bedeutung zuerkennen, sinkt die Zahl bei Abiturienten und Fachhochschulabsolventen auf 31 Prozent, steigt aber bei Personen mit abgeschlossener Hochschulausbildung wieder auf 34 Prozent an. Diese relativ geringe Schwankungsbreite fällt um so mehr auf, als in anderen Zusammenhängen (zum Beispiel hinsichtlich der Kritik an der Kirche) der Schulbildung offenbar ein sehr beträchtlicher Einfluß auf die Einstellung der Befragten zugeschrieben werden muß.

Jenseitsorientierung und Wertkonflikt

Der von Gerhard Schmidtchen (Universität Zürich) herausgegebene Forschungsbericht über die großen Befragungen bezüglich der Einstellung der deutschen Katholiken zu Religion und Kirche erörtert auch die Frage, inwie-

weit es Diskrepanzen gibt zwischen dem Wertsystem, das in der weltlichen Gesellschaft allgemein als akzeptiert gilt (bzw. von dem die Befragten annehmen, daß es als akzeptiert gelte), und dem aus der kirchlichen Lehre abgeleiteten Wertsystem. Die Kurven der beiden Wertsysteme, die bei einem solchen, natürlich sehr prekären und schwierigen Versuch entstehen, lassen bestimmte Konfliktzonen erkennen (zum Beispiel bei Themen wie Autorität, Fortschritt, Geburtenkontrolle). Sie zeigen eine große Zahl interessanter Korrelationsmöglichkeiten auf, die zumindest zur Bildung von Hypothesen für vertiefende Forschungen anregen.

Schmidtchen schreibt in diesem Zusammenhang: »Wer trotz des Empfindens, daß zwischen Kirche und Gesellschaft ein Widerspruch besteht, zur Kirche geht, will ›nicht nur für heute leben‹«. Er will sich also an einem Jenseits, an einer Ewigkeit orientieren. Und er fährt fort: »Die Todesproblematik trägt zum Kirchenbesuch bei, wenn starke Diskrepanzen zwischen kirchlichem und gesellschaftlichem Wertsystem empfunden werden.«

Der Sozialforscher, dem mit hinreichender Klarheit vor Augen steht, daß er es bei den Gegenständen seiner Untersuchungen in der Regel nicht mit Sachverhalten zu tun hat, die der schönen Eindeutigkeit physikalischer oder chemischer Gesetze unterliegen, sondern mit dem sehr komplexen psychophysischen Lebewesen Mensch und dessen Beziehungen zu anderen, nicht minder wandelbaren und schwer zu durchschauenden Lebewesen, schätzt sich glücklich, wenn er für einen von ihm behaupteten Zusammenhang Stützen und Bestätigungen findet, die unabhängig davon, auf getrennten Wegen, ermittelt wurden.

Der Priester auf dem Friedhof

Eine Hilfe solcher Art liefert jener Teil der Umfrage, der sich mit der Einstellung der Katholiken zum Priesteramt, zu den von ihm (und nur von ihm) erwarteten Funktionen sowie der Möglichkeit der Beteiligung von Laien an bestimmten Akten der Seelsorge befaßte. Die »Entflechtung des geistlichen Amtes« wird, in begrifflicher Konsequenz des rasch sich verschärfenden Mangels an Priestern für die Seelsorge, seit einigen Jahren in großen und kleinen Zirkeln, auch in der breiten Öffentlichkeit diskutiert. – Leider geschieht dies manchmal in bedauerlicher Konfusion mit Problemen des (Weihe-)Diakonates, der »viri probati« und des Laienapostolates. Ein Ausdruck dieser Verwirrung ist die nicht selten zu hörende Meinung, die Weihe einer großen Zahl von Diakonen, deren Anstellung im kirchlichen Dienst und deren »Aufwertung« in der Liturgie usw. stellten gewissermaßen die Krönung dessen dar, was die »Laienbewegung« innerhalb der katholischen Kirche angestrebt hat. In Wirklichkeit hat gerade die Einführung des Diakonates

in der neuen Form nichts zu tun mit der von manchen Gruppen mit Nachdruck betriebenen Propaganda für eine institutionelle Anerkennung des »allgemeinen Priestertums aller Getauften«.

Zweifellos war es klug, daß die deutschen Bischöfe sich mittels der großen Umfrage-Aktion ein genaueres Bild von den Vorstellungen und Wünschen zu verschaffen suchten, die in dieser Sache beim Kirchenvolk bestehen; die Frage, inwieweit solchen Vorstellungen Rechnung zu tragen, inwieweit ihnen zu begegnen ist, steht ja auf einem ganz anderen Blatt. Um ganz sicher zu gehen, ist man auf zwei verschiedenen, jedoch komplementären Wegen an dieses Thema herangegangen: Man hat sowohl gefragt, welche Funktionen, die bisher von einem Priester wahrgenommen werden, nach der Meinung der Befragten in Zukunft von einem Laien ausgeübt werden könnten, als auch nach einzelnen Aufgaben, die bei einer »Entflechtung des geistlichen Amtes« unter allen Umständen beim Priester verbleiben müßten oder sollten.

Gewiß konnte es niemanden überraschen, wenn dabei zutage trat, daß eine große Mehrheit des Kirchenvolkes den Dienst in der kirchlichen Verwaltung, in der Caritas- und Fürsorgearbeit, im Bildungs- und Erziehungswesen (in und außerhalb der Schule) den Laien zusprach. Daran, daß in diesen Bereichen Laien als Funktionäre der Kirche tätig sind, hat man sich seit langem gewöhnt. Man hält das offenbar auch für richtig. Schwierigkeiten des Glaubensverständnisses oder der geschichtlichen Erfahrung stellen sich dabei nicht. Als eine Frucht der neueren Entwicklungen wird man es hingegen zu betrachten haben, daß eine Mehrheit der befragten Katholiken bereit ist, auch bei Wort- und Kommuniongottesdiensten in Gemeinden, »die keinen Priester haben«, den Laien an Stelle des Priesters fungieren zu lassen.

Beicht hören und Beerdigung

Das Bild ändert sich jedoch sehr gründlich, sobald das Feld der individuellen Seelsorge betreten wird, zumal wenn es um Funktionen geht, die mit der Spendung der Sakramente zu tun haben. Hier werden aus Mehrheiten »pro Laienersatz« sogleich drastische Minderheiten. Bei der Einzelbeicht sind es nur noch 7 Prozent, die auf den Priester verzichten wollen, obschon »die Messe lesen« immerhin bereits von 18 Prozent der Befragten als durch Laien möglich erklärt wird!

Die Spendung des Taufsakraments wird von 64 Prozent der Befragten als unverzichtbare Aufgabe des Priesters betrachtet.

Die hier genannten Zahlen müssen zum Nachdenken anregen. Sie zeigen schlimme Mißverständnisse und Lücken in der Kenntnis der Glaubenslehre auf, die von Religionsunterricht, Katechese, Erwachsenenbildung und Publizistik geschlossen werden müßten.

Zu den besonderen Überraschungen, die diese Umfrage-Aktion für die Auftraggeber wie für die Experten bereit hielt, gehört die Massivität, mit der eine starke Mehrheit der Befragten dem Laien die Erfüllung geistlicher Funktionen selbst an solchen Stellen verweigert, an denen diese Weigerung weder durch den sakramentalen Charakter der Funktion noch durch deren exklusiv-individuellen Vollzug begründet erscheinen kann. Dieser Fall betrifft das kirchliche Begräbnis. Genau drei Viertel der Befragten sind der Ansicht, daß ein kirchliches Begräbnis die Mitwirkung des Priesters erfordert. Nur 20 Prozent äußern die Meinung, auch ein Laie könne diesen Akt vornehmen. Auf die weitere Frage, ob eine Frau in diesem Falle den Priester ersetzen könne, antworteten sogar nur 10 Prozent positiv.

Auch bei Nichtkatholiken

Einzelergebnisse der kirchlichen Statistik aus dem außerkatholischen Bereich bestätigen den hohen Rang der Einschätzung, den das unter Mitwirkung des Geistlichen vollzogene kirchliche Begräbnis auch und gerade bei solchen Christen innehat, die von anderen, objektiv sicherlich wichtigeren Heilsangeboten ihrer Kirche keinen oder nur einen begrenzten Gebrauch zu machen pflegen.

In einer Erhebung über die kirchlichen Aktivitäten der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Bayerns in der Großstadtregion München (Stadt und Umland) 1973–1974 findet sich eine Aufstellung, aus der sich ablesen läßt, wie steil die Kurve der Nachfrage nach kirchlichen Amtshandlungen in diesen Jahren gefallen ist. Noch 1973 wurden fast 78 Prozent der aus rein evangelischen Ehen stammenden Kinder auch evangelisch getauft, 1974 waren es nur noch »etwa zwei Drittel«. Die Zahl der Trauungen ging sogar um 60 Prozent zurück. Um so stärker muß es beeindruckend sein, daß die Zahlen bei den kirchlichen Begräbnissen nicht nur nach wie vor absolut viel höher liegen, sondern auch eher ihre Konstanz bewahrt haben. Im Jahre 1974 wurden 84 Prozent der evangelischen Christen, die im Untersuchungsgebiet starben, auch kirchlich beerdigt. Der Lokalredakteur, der über diese Erhebung berichtete, überschrieb seinen Artikel mit dem tendenziösen, aber nicht ganz falschen Satz: »... nur am Grab bleibt der Pfarrer gefragt«¹.

Psychosozialer Dienstleistungsbetrieb?

Nicht wenige Priester dürften geneigt sein, auf die hier mitgeteilten Befunde und die naheliegenden Schlüsse mit gemischten Gefühlen zu reagieren. Zu oft in ihrer Seelsorger-Laufbahn haben sie erleben müssen, daß der dringlich

¹ »Süddeutsche Zeitung« vom 26./27. 7. 1975.

vorgetragene Wunsch nach einem kirchlichen Begräbnis weniger mit der Religiosität des Verstorbenen oder mit der kirchentreuen Gesinnung der Hinterbliebenen zu tun hatte, dafür um so mehr mit der durchaus weltlichen Sorge um den guten Ruf der Familie in der breiten Öffentlichkeit. Dem Toten sollte sozusagen amtlich bescheinigt werden, daß er (vielleicht trotz seines allgemein bekannten Lebenswandels, seiner allgemein bekannten Zugehörigkeit zu einer kirchenfeindlichen Partei usw.) ein »ordentlicher Mensch« gewesen sei und seinen Platz auf dem Friedhof nicht ohne den Segen der für Tod und Jenseits zuständigen Instanz zu beziehen brauche.

Es kommt noch hinzu, daß die Routine der vielen, oft von geschäftigem Aufwand begleiteten oder in fast ebenso niederdrückender Verlassenheit sich vollziehenden Bestattungen auf einem Großstadt-Kirchhof zweifellos zu den strapaziösesten und auf die Dauer enervierendsten Erfahrungen gehört, die der Seelsorger machen muß.

Im Laufe der Zeit dürfte sich zwar so gut wie überall die Praxis eingespielt haben, daß der Priester den ihm mitgeteilten Wunsch der Hinterbliebenen nach einer kirchlichen Bestattung in der Regel erfüllt, ohne weitere Fragen als die nach der formalen Zugehörigkeit zur Kirche zu stellen, sofern daran überhaupt Zweifel bestanden. Das wird erleichtert durch den segensreichen Verzicht auf – womöglich biographisch bestimmte – Ansprachen des Priesters am offenen Grabe, durch die weise Beschränkung auf die vorgeschriebenen Gebete. Ich sage: in der Regel, denn es gibt selbstverständlich auch Grenzfälle und eindeutige Ausnahmen. Jedenfalls ist dies ein für viele Geistliche unbefriedigender Zustand, da er sie veranlaßt, wunschgemäß eine kirchliche Funktion zu erfüllen, obwohl sie den begründeten Verdacht hegen, daß diese aus nichtreligiösen Gründen und zu außerkirchlichen Zwecken erbeten wird.

Die Situation erscheint indessen nicht mehr ganz so eindeutig, sobald man der Frage nachgeht, welches die Motive derer sein mögen, die zwar nur selten oder nie »praktizieren«, mithin als »randständige Katholiken« gelten, aber nichtsdestoweniger der Mitwirkung des Priesters gerade an der kirchlichen Bestattung eine so außerordentliche Bedeutung beimessen.

Wo man an Gott denkt

Vielleicht kommt man dieser merkwürdigen Seelenlage etwas näher, wenn man noch einen dritten Ansatz der großen deutschen Umfrage-Aktion in die Betrachtung einbezieht.

Um aufzuhellen, warum Katholiken häufiger oder seltener den Gottesdienst besuchen, hat man diesem Thema viel Raum und Befragungszeit gewidmet. In einem eigenen Kapitel wollte man ermitteln, aus welchem Anlaß

die Befragten nach ihrer Erinnerung »am ehesten an Gott denken«. Bei der Repräsentativbefragung wählten 70 Prozent (über 16 Jahre alten) Katholiken aus einer vorgegebenen Liste die Antwort: »bei Trauerfällen«. Das ist die absolut höchste Zahl der Nennungen auf diese Frage; sie rangiert noch vor »während der Messe« (65 Prozent), »an Weihnachten« (63 Prozent), »bei familiären Festen« (54 Prozent) und vielen anderen.

Besonders interessant wird der Sachverhalt, wenn man die Antworten auf diese Frage aufschlüsselt nach dem »Grad der Kirchlichkeit« der Antwortenden. Hierbei zeigt sich nämlich, daß selbst die genaue Hälfte derer, die erklärtermaßen nie zur Kirche gehen, sowie nahezu zwei Drittel (64 Prozent) derer, die nach eigener Einschätzung nur selten zur Kirche gehen, sich dann an Gott erinnern, wenn sie mit einem »Trauerfall« konfrontiert werden. (Zum Vergleich sei die Zahl derer mitgeteilt, die aus der Liste der vorgegebenen Antworten das Stichwort »bei Kunsterlebnissen« auswählten; sie beträgt 5 Prozent. Man mag sich fragen, ob das vorwiegend mit der religiösen oder mit der ästhetischen Sensibilität der Befragten zu tun hat, überhaupt mit dem, was ihnen innerhalb und außerhalb des Kirchenraumes als »religiöse Kunst« präsentiert wird.)

Die Einstellung der Priester

Zur großen Umfrage-Aktion unter den deutschen Katholiken gehörten nicht allein die beiden vorhin erwähnten Befragungen, die schriftliche (Vollerhebung) und die (repräsentative) mündliche, sondern noch einige spezielle Untersuchungen. Eine davon erfaßte 1970/71 alle Welt- und Ordenspriester in der Bundesrepublik. Aus wohlüberlegten Gründen suchte man dabei herauszufinden, was die Priester ihrerseits von den Möglichkeiten und Grenzen einer »Entflechtung des geistlichen Amtes« hielten.

Dabei ergab es sich, daß nur ein knappes Viertel der antwortenden Priester (23,6 Prozent von 20 057) die eigene Mitwirkung an Beerdigungen für unaufgebbar erklärte. Die Unterschiede in der Einstellung der verschiedenen Priestergenerationen erwiesen sich dabei als sehr beträchtlich: Ältere Priester (Weihejahre 1921–1925) halten zu 42 Prozent an der Beerdigung durch den Priester fest, jüngere Priester (Weihejahre 1961–1965) nur zu 10,3 Prozent.

Ungenutzte Chancen der Seelsorge?

Die Kluft, die sich hier auftut, könnte kaum breiter sein: zwischen dem von einer großen Mehrheit der katholischen Bevölkerung geäußerten Bedürfnis und dem dadurch mitgeprägten Bild des Priesters »wie er sein sollte«, auf der

einen Seite und der Selbsteinschätzung des Klerus, hinsichtlich seiner pastoralen Aufgaben auf der anderen Seite.

Dabei spielt es in einer solchen Betrachtung keine wichtige Rolle, daß es weder ein Kirchengebot noch eine besondere Heilserwartung gibt, die mit der Beerdigung durch den Priester verbunden wäre. Es kann auch keine entscheidende Rolle spielen, daß Priester, die der Meinung sind, sie könnten auf den Dienst am Grabe verhältnismäßig leicht verzichten, falls sie sich infolge Überlastung auf das ihrem Amt und ihrer Weihe Wesentliche zurückziehen müßten, in theologischer und kirchenrechtlicher Sicht dabei im Recht sind, während Laien, die dem nicht zustimmen wollen, das richtige Verständnis vermissen lassen, zumindest für notwendige Konsequenzen aus dem Mangel an Priestern.

In unserem Zusammenhang kommt es auf etwas anderes an: Wer den Zugang zu den Seelen sucht, namentlich zu den Seelen derer, die er im allgemeinen nie oder nur selten unter seinen Zuhörern antrifft, hat die beste, ja eine einzigartige Gelegenheit »bei Trauerfällen«. Der seelische Ausnahmezustand, in dem sich ein Mensch befindet, wenn er am Grabe eines Verwandten, eines Freundes, eines Nachbarn, eines Arbeitskollegen steht, schafft eine Bereitschaft, »an Gott zu denken«, die dem Wort dessen, der am Grabe betet und die Botschaft Jesu verkündet, Ohren und Herzen öffnet, die sonst verschlossen blieben.

Daß dies in besonderem Maße für solche Zuhörer gilt, die der Kirche eher fernestehen (Katholiken, die regelmäßig an Sonntagen zur Kirche gehen, denken ein klein wenig häufiger an Gott »während der Messe« als »bei Trauerfällen«), verleiht die Berechtigung, hier von einer apostolischen Gelegenheit erster Ordnung zu sprechen. Es ist daher ein ziemlich grotesker Widerspruch, wenn manche Geistliche, die nicht müde werden, von der »missionarischen Kirche« zu sprechen und daher ihre treukirchlichen Schäflein als weniger wichtig einstufen, von der traurigen Routine des Friedhofsalltags nichts wissen wollen und den Dienst am offenen Grabe, diese exzeptionelle Konkretion einer missionarischen Gelegenheit, dem Diakon oder dem Laien-Vorbeter überlassen möchten.

Störungen im Verhältnis von Priester und Gemeinde

Zugespitzt ausgedrückt, könnte man behaupten, daß die hier aufgewiesene Diskrepanz zwischen »Fremdbild« und »Selbstbild«, zwischen »Rollen-erwartungen« und »Rollenverständnis« bezüglich des Priesters als des Repräsentanten der Kirche (der Gemeinschaft der Heiligen diesseits und jenseits des Tores, das Sterben genannt wird) beim Vollzug des Ritus der Beerdigung durchaus den Wert eines Symptoms für eine tieferliegende Störung des Verhältnis von Priester und Gemeinde besitzt.

(Hinsichtlich der Predigt lassen sich übrigens ganz ähnliche Beobachtungen machen, wenn man die Erwartungen der befragten Katholiken den Meinungen und der Selbsteinschätzung der befragten Priester gegenüberstellt.)

So drängt sich die Vermutung auf, daß es noch weitere, vielleicht sogar wichtigere Differenzen gibt, über die wir Genaueres erfahren müßten, um Unbehagen und Entfremdung zwischen Priester und Gemeinde aufhalten oder verhüten zu können.

Wahrscheinlich käme auch mehr und Aufschlußreichereres heraus, wenn man bei der Suche nach Gründen, die in den letzten Jahren eine sprunghaft ansteigende Zahl von Katholiken zum formellen Austritt aus der Kirche bewogen haben, an solchen Differenzpunkten zwischen Hirt und Herde ansetzen wollte, statt weiterhin in vordergründigen Störfaktoren wie der Kirchensteuer herumzustochern.

So verständlich und in der Sache richtig es einerseits auch sein mag, wenn Priester sich dagegen wehren, als bloße Erfüllungsgehilfen eines womöglich magisch verstandenen Ritus, als Vollzugsbeamte eines psychosozialen oder psychohygienischen Dienstleistungsbetriebes mit metaphysischer Dekoration betrachtet und auf Nachfrage eingesetzt zu werden, so unstatthaft wäre es andererseits, wollte man die erkannte Diskrepanz zwischen den Erwartungen einer Mehrheit des Kirchenvolks und dem Bild, das die Priester von sich und ihren Aufgaben in sich tragen, in einem so wichtigen, für die Wirksamkeit der Kirche so zentralen Bereich einfach auf sich beruhen und womöglich weiter wachsen lassen, jedenfalls nicht aufarbeiten.

Die vertikale Dimension

Das offene Grab wie der nutzlose Kirchturm weisen in eine Richtung, die senkrecht steht zur allgegenwärtigen, den Alltag beherrschenden Waagrechten der immer dichter um uns sich schließenden Gesellschaftsbeziehungen. Da liegt auch der Ort, von dem aus die Frage nach der Priesterkleidung, die heute einer schwer verständlichen Beliebigkeit überantwortet ist, noch einmal überdacht werden sollte.

Ob es die Soutane, die Soutanelle, der Clergyman oder überhaupt ein Gewand von schwarzer Farbe sein soll, ist eine erst in zweiter Linie zu diskutierende Frage. Wer sich davor fürchtet, daß der Priester als »Totenvogel«, als »schwarzer Mann«, als »sac de charbon« apostrophiert wird (es lassen sich übrigens schlimmere Bezeichnungen denken), der mag eine andere Signalfarbe für besser halten. Weit wichtiger ist, daß das Verlangen, der Priester solle als solcher ohne Schwierigkeit erkennbar sein, als legitim und als sinnvoll anerkannt wird. Wenn dies geschehen ist, müssen Wege gesucht werden, auf denen diese Erkennbarkeit des Priesters in der Öffentlichkeit durchzu-

setzen ist, auch gegen den Wunsch so vieler nach Anonymität, nach der Chance des Untertauchens in der Flut. Das entspricht nicht allein der Rationalität einer allzeitigen Präsenz und Dienstbereitschaft des Seelsorgers, die sich von einer Achtstundentag-Mentalität grundsätzlich unterscheidet, sondern auch dem Herausgehobensein der priesterlichen Existenz und der Zeichenhaftigkeit des Priestertums selbst.

Die unfreundliche Anrede, die schnippische Bemerkung, selbst die aggressive Belästigung bestätigen diesen Rang, wenn auch widerwillig, auf ihre Weise. Sie scheinen jedenfalls eher Respekt vor einer unbegriffenen (und vielleicht unbegreiflichen) Wirklichkeit auszudrücken, als das peinlich-erstaunte Hochziehen der Brauen, das aufzutreten pflegt, wenn es sich herausstellt, daß der unauffällige Herr in Sacco und Schlips, der in der Ecke des Abteils saß und so interessiert-freundlich zugehört hat, Priester ist.

Der Tod als Mahner zum Sinn

Möglicherweise war es ein Fehler, daß Amtsträger und Organisationen der Kirche in früheren Zeiten so großes Gewicht auf die »Kulturleistungen des Katholizismus« gelegt haben. Als Antwort auf die Angriffe einer religionsfeindlichen Aufklärung, deren Fähigkeit zum historischen Denken unterentwickelt war, hatte diese starke Betonung kulturell-zivilisatorischer Nebengewirkungen der christlichen Mission gewiß ihren guten Sinn; schließlich waren es nicht die angegriffenen Katholiken, die den Namen »Kulturkampf« erfanden.

Aber gerade wenn man die Einseitigkeiten einer solchen, aus der Defensive geführten Argumentation erkennt und kritisch bewertet, kann man nicht umhin, sich und der eigenen Gegenwart ähnlich besorgte Fragen zu stellen:

Sind wir heute in der Gefahr, den humanitären, sozialtherapeutischen, den Abbau von Aggressionen bewirkenden Nebeneffekt kirchlichen Tuns und Lassens zu weit in den Vordergrund unseres Denkens zu rücken? Sind wir dabei in der Gefahr, die Möglichkeiten zu überschätzen, die kirchlichen Einrichtungen und Veranstaltungen, zumal solchen, die zu ganz anderen Zwecken geschaffen wurden, bei der Erfüllung solcher Aufgaben zu Gebote stehen? Fängt das vielleicht schon »ganz oben« an, wenn ein Repräsentant des Papstes, ein Erzbischof, das Präsidium einer »Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa« ausübt; wenn der »Staat der Vatikanstadt« sich vertraglich verpflichtet, an der Verbreitung von Atomwaffen nicht mitzuwirken?

Die fatale Neigung, sich an allem zu beteiligen, was des Beifalls einer breiten Öffentlichkeit gewiß zu sein scheint, auf keinen Fall eine Gelegenheit zu versäumen, bei der man sein »Image verbessern« könnte – alles natürlich

in der besten Absicht und zum vermeintlichen Wohl der Kirche –, das nimmt an der weniger gut informierten und schlechter beratenen Peripherie entsprechend groteske Züge an. Daß die Kirche dabei Moden unterliegt und, ob sie will oder nicht, von den zyklischen Erregungen des Zeitgeistes miterfaßt wird, macht die Sache nicht besser. Auch die hektische Imitation weltlicher Zauberformeln wie »Planung« schützt nicht vor Fehlern; wieviele kirchliche Kindergärten, kürzlich noch als vordringlichstes Desiderat einer zukunftsgerichteten Seelsorge gepriesen, werden alsbald leer stehen, wenn der »Pillennick« in der Geburtenkurve sich voll auswirkt?

Katastrophenhilfe wie Behandlung von Rauschgiftsüchtigen setzen einige spezielle Kenntnisse und Fähigkeiten voraus. Der Pfarrgemeinderat, der hier plötzlich das ganz große Elend entdeckt und sich zu dessen Beseitigung aufgerufen fühlt, mag voll guten Willens stecken, kompetent wird er hierdurch nicht. Auch die Erkenntnis, daß die kommunale Fürsorge und das Rote Kreuz manche Dinge einfach besser können als der Pfarrhelfer oder der Vatikan, kann ein Zeichen christlicher Demut sein.

Viktor E. Frankl hat festgestellt, daß unter den Beweggründen, die bei der Mehrheit meist jugendlicher Menschen den Entschluß zum Selbstmord herbeigeführt haben, so gut wie immer das lähmende Gefühl, das Leben habe keinen rechten Sinn mehr, die Hauptrolle spielte. Weder äußere Not noch Familienschwierigkeiten, weder Krankheit noch Zukunftssorgen waren ausschlaggebend. Wer die Lage der nachkonziliaren Kirche in den von politischer Unterdrückung verschonten Ländern betrachtet, den Rückgang der Priesterberufe, die Verringerung des Sakramentenempfangs, das Aussickern der Ordensleute aus den Schulen, Krankenhäusern und Altersheimen, das Nachlassen der Aktivitäten in der außerordentlichen Seelsorge, zumal in der Jugendarbeit, das resignierte Hinnehmen von Spannungen und Spaltungen, die gelegentlich selbsterstörerische »Kritik an der Kirche«, das masochistische Aufwühlen historischer Schuld- und Belastungszusammenhänge, die stümperhaft-naiven Versuche zur kirchlichen »Vergangenheitsbewältigung« – wer dies alles im Blick hat, kann kaum umhin, sich zu fragen, ob hier nicht ein Todestrieb am Werke ist, der seinerseits nur dadurch zu erklären wäre, daß auch die Glieder der Kirche weithin den Sinn des Ganzen nicht mehr erkennen, nicht mehr glauben, nicht mehr sich vergegenwärtigen können. In der Tat: Wozu die ganze Anstrengung eines an christlichen Normen ausgerichteten Lebens, wenn das gleiche Ziel auch auf andere, bequemere Weise erreicht werden kann? Wenn niemand so recht weiß, wo der Himmel liegt, und es darauf auch gar nicht ankommt, weil das Gutsein hienieden viel wichtiger ist?

Mit anderen Worten: Auch in der Kirche sollte man sich vom Gedanken an den unvermeidlichen Tod hin und wieder anregen und ermutigen lassen, das Eine, Notwendige der Botschaft Jesu fester in den Blick zu nehmen. Die

Kirche selbst braucht dringend das Ärgernis nutzloser Kirchtürme, die öffentliche Ruhestörung durch Glockenläuten und den Anblick eines Totenwagens, der durch die Straßen rollt. Der Tod hat auch sie an den eigentlichen Sinn ihres Pilgerns über diese Erde zu mahnen, damit sie in der Geschäftigkeit ihres philanthropischen Betriebs, unter dem Erfolgszwang ihrer sozial-nützlichen Einrichtungen und in ihrem Eifer, die Rockschöße des Zeitgeistes nicht aus den Händen zu verlieren, die Priorität der vertikalen Dimension nicht vergißt.